

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 193

Artikel: Kämpfe und Kekse
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884625>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kämpfe und Kekse — Während der Arbeit an dieser Ausgabe hat die «Saiten»-Redaktion mit ihren Autorinnen und Autoren zahlreiche Gespräche zur Kultursituation in St.Gallen geführt. Kein Essay und auch kein Manifest stehen am Ende des vorläufigen Austausches – aber doch einige Feststellungen und Widerreden zu Kulturräumen, zum Handlungsbegriff, zum Geld und zur Nacht. Bewusst ohne Autorenschaft, zur weiteren Diskussion:

Die St.Galler Kulturszene musste sich ihre Räume gegen den Willen etablierter Häuser und die bürgerliche Mehrheit erkämpfen.

Richtig ist aber auch, dass es immer wieder den günstigen Moment gibt, wo die Politik und ihre Ämter Räume zu vergeben haben und mit einer guten Idee ein Fuss in die Tür gestellt werden kann. Der Filmemacher Alexander Kluge spricht hierbei von der Lücke, die der Teufel lässt. Das Kinok in der Lokremise dürfte ihm gefallen.

Die Räume in der Stadt sind mehrheitlich verteilt: Die Kämpfe um Kulturraum sind ausgefochten.

Richtig ist aber auch, dass ein Klub wie das Kugl in einem Industriequartier keinen Platz hat, weil es zu laut ist beziehungsweise die Gentrifizierung mit ihren Eigentumswohnungen vorrückt.

Zudem wurden in den letzten Jahren des kulturellen Fortschritts auch viele politische Auseinandersetzungen verloren, etwa um das Polizeireglement. Das spiegelt sich in einem zunehmend politisch entschärften Kulturschaffen wider.

Zufriedenheit macht sich breit.

Das heisst aber erstens nicht, dass sich auch scheinbar institutionalisierte Räume nicht ständig erneuern können, sofern sie neu gierig und beweglich bleiben, und zweitens hat keiner das Recht zu behaupten, dass es nirgendwo wieder von vorne losgehen darf.

«Wir müssen uns im wärmsten Raum des Hauses treffen!», heisst es dazu in der «Einladung an die Waghalsigen» von Dorothee Elmiger.

Nach dem Kampf um Veranstaltungsorte weiss die Kulturszene nicht mehr so recht, für was sie ihre (politische) Energie einsetzen soll.

Eine Möglichkeit wäre, die Kultur in Richtung «soziale Bündnisse» weiterzudenken. Das Solidaritätshaus in St.Fiden könnte ein solcher Ort werden. Ein Ort sozialer Bündnisse und Bildung, auch wenn kein dezidiert kulturelles Programm gemacht wird.

Und überhaupt: Mehr Velos! Mehr Trams! Und ein Wurststand, der auch am Abend offen hat, für die Wursthauptstadt!

Viele treffen sich im Internet, viele gehen an Konzerte, wenige wohnen zusammen.

Die Wörter «Kampf» und «Raum» sind jetzt schon mehrfach gefallen. Kulturelles Engagement erscheint in der Sprache des Militärs.

Zu zitieren ist aber auch der französische Soziologe und Philosoph Michel de Certeau, der zwischen Strategie und Taktik unterscheidet: Die Strategie zielt auf eine fortschreitende Kontrolle von Raum und Zeit, die Taktik hingegen sucht in einer vorgegebenen Raum- und Zeitordnung die Lücken.

Trotzdem lässt mich der Militär-Vorwurf nicht los.

Statt um Räume könnte es auch um neue Zugänge gehen. Im Sinn von Deleuze/Guattari sind die Zivilschützer ein Vorbild: Sie gehen nicht durch Türen, sie bohren sich durch Betonwände. So wie die Diskussion der Erfreulichen Universität Palace über den Liberalismus den Einbruch in ein Gedankengebäude darstellte. Ungefragt, und als diebische Freude!

Die etablierte Kultur gibt vor, die herrschenden Verhältnisse verändert, die Gesellschaft humanisiert und das Soziale verschönert zu haben. Die sogenannte alternative Kultur setzt dagegen, dass nichts erreicht sei und alles von Neuem angegangen werden müsse.

Es ist aber auch eine Selbstverständlichkeit, dass heute alternative Kultur in etablierten Institutionen stattfinden kann. Und ebenso gilt der Umkehrschluss. In diesen Jahren der Profitmaximierung treffen sich die etablierte und alternative Kultur, wenn sie Kunst gegen die Verwertung machen. Ähnlich wie es darum geht, die Demokratie vor dem Lobbyismus zu schützen und Medien gegen die Verblödung zu produzieren.

Alternative Kultur als Ausgeburt eines utopischen Inseldenkens konnte sich im Übrigen nicht halten. Es bewahrheitete sich, was Jean-Paul Sartre über das Phänomen des Andern sagte: «Was ich am Andern beobachte, ist nichts weiter als das, was ich in mir selbst finde.»

Es gibt einen Graben zwischen der hochsubventionierten und der von unbeständigen Zuschüssen abhängigen Kultur.

Richtig ist aber auch, dass am Theater St.Gallen, das vermeintliche Beispiel für hochsubventionierte Kultur, die Tänzerinnen und Tänzer eine Mindestgage von 3500 Franken ver-

dienen und auch nach Jahren nicht über einen Monatslohn von 4000 Franken hinauskommen. Selbst die Chefetage verdient, im Vergleich mit der staatlichen Verwaltung und erst recht der Privatwirtschaft, deutlich weniger.

Weiter kann jede Kulturinstitution selber, zumindest symbolisch, zur Subventionsanstalt werden, wenn sie ihre Tore öffnet, Kooperationen eingeht und andere einbezieht.

Es ist sowieso fragwürdig, Geld vom Staat zu nehmen.

Fragwürdig ist es vielmehr, wenn man die Subventionen nicht als Teil einer demokratischen Auseinandersetzung begreift, so wie das auch bei tieferen Unternehmenssteuern oder dem nächsten Strassenbau der Fall ist. Die Vorstellung eines Staates spiegelt sich in seinem Budget.

«Saiten» scheint gut vernetzt zu sein und sich durch Konstanz und Konsequenz behaupten zu können. Und das ohne Subventionen.

Richtig ist aber auch, dass Saiten auf Ende September das Saitenhaus am Blumenbergplatz verlassen muss und bis Redaktionsschluss wegen der städtischen Aufwertung nichts Günstiges finden konnte, das den Ansprüchen genügt. Auf den «freien» (Immobilien-)Markt gedrängt zu werden, kann einen erhöhten Etablierungsdruck und einen Abbau an redaktionellen Möglichkeiten zur Folge haben.

Das kulturelle Angebot in der Ostschweiz hat in den letzten Jahren eine enorme Zunahme verzeichnet. Engagierte Personen in vernetzten Institutionen, staatliche Förderstellen mit griffigen Konzepten und private Stiftungen mit Visionen stellen Geldmittel und Arbeitsleistung für eine grosse Dichte an inspirierenden Veranstaltungen, Publikationen und Ausstellungen zur Verfügung.

Richtig ist aber auch, dass ein grosser Teil der Bevölkerung Mühe hat mit dem Zugang zu diesem reichhaltigen Angebot. Die Kulturvermittlung wird von vielen «Kulturveranstaltern» nicht wahrgenommen – weil begeisterte «Kulturvermittlerinnen» können sie nicht auch noch sein. Hier muss die Kulturförderung ansetzen, wenn sie nachhaltig sein will.

Nicht selten ist Kulturpolitik gleichzeitig Standortpolitik. Was im Hamburger Manifest «Not In Our Name, Marke Hamburg!» zu lesen ist, hat auch eine gewisse Geltung für St.Gallen: «Die Konkurrenz der Standorte hat mittlerweile dazu geführt, dass sich die städtische Politik immer mehr einer <Image City> unterordnet.» Unter der Voraussetzung, dass etwas funktioniert und Leute anzieht, passt durchaus politisch Unkorrektes ins Konzept. Was selbstverständlich wieder als Vereinnahmung angesehen werden kann.

Richtig ist es demnach auch, mit dem Hamburger Manifest zu sagen: «Wir weigern uns,

über diese Stadt in Marketing-Kategorien zu sprechen. Wir sagen: Aua, es tut weh. Hört auf mit dem Scheiss. Wir lassen uns nicht für blöd verkaufen.» Wir denken an andere Sachen. An die bevorstehenden Ausgrenzungs-Abstimmungen gegen Arbeitslose am 26. September und gegen Ausländerinnen und Ausländer am 28. November und an den Versuch, mit der Neugestaltung des Marktplatzes, das Zentrum der Stadt zu reinigen und leerzufegen.

Das Standortmarketing setzt auf kulturelle Vielfalt: Kulturelle Überraschungseffekte sind eine Notwendigkeit.

Viel Geld fliesst aber nicht in die Substanz, sondern in aufgeblasene Events, überprofessionalisierte Ideen-Think-Tanks und undurchsichtige Qualitätsumfragen.

Zudem fühlt sich der berühmte St.Galler Kleingeist in letzter Zeit wieder ermutigt, die künstlerische Freiheit und kulturelle Vielfalt per Leserbriefkampagnen und politischem Vorstoss einzuschränken.

Aufgabe der Kultur ist es, sich kritisch mit der Gesellschaft auseinanderzusetzen.

Richtig ist aber auch, dass Kultur vielfach gleichbedeutend mit «Nachtleben» geworden ist. Veranstaltungsorte müssen Partys veranstalten, um ihr anspruchsvolleres Programm quersubventionieren zu können. VeranstalterInnen machen auch gerne nur noch Partys, das Publikum erwartet gerne nur noch Partys.

«Ich will doch gar nicht mehr in einen weiteren Club, nicht mehr in eine weitere dunkle Bar. Ich habe doch Angst vor der nächtlichen Menschenschar», singen F.S.K. in «Nokturn».

Nur weil etwas links ist, ist es nicht automatisch gute Kunst.

Es bleibt dabei, dass interessante Künstlerinnen und Künstler nach wie vor einen emanzipatorischen Ansatz verfolgen.

Kulturplanung ist offen für alle: In der Konzeptphase werden von den Kulturämtern breite Bevölkerungsschichten mittels Workshops einbezogen.

Richtig ist aber auch, dass am Ende doch wieder die grossen Namen ins Boot geholt werden. Das Restaurant in der Lokremise beispielsweise wird von der omnipräsenten PSG Gastro AG betrieben. Der Mut, der bei Zwischennutzungen in der Vergangenheit bewiesen wurde, wird bei Einrichtungen, die ihr Kulturprogramm als Teil eines Komplettpakets sehen, vermisst.

«Dumm schauen und Kekse fressen», der Ausstellungstitel von Beni Bischof in der Kunsthalle, ist auch eine gute Antwort auf alle diese Fragen.

Und der beste Bandname, gerade auch zur Orientierung für junge Musikerinnen und Musiker aus der Ostschweiz, bleibt: Half Man Half Biscuit. ■



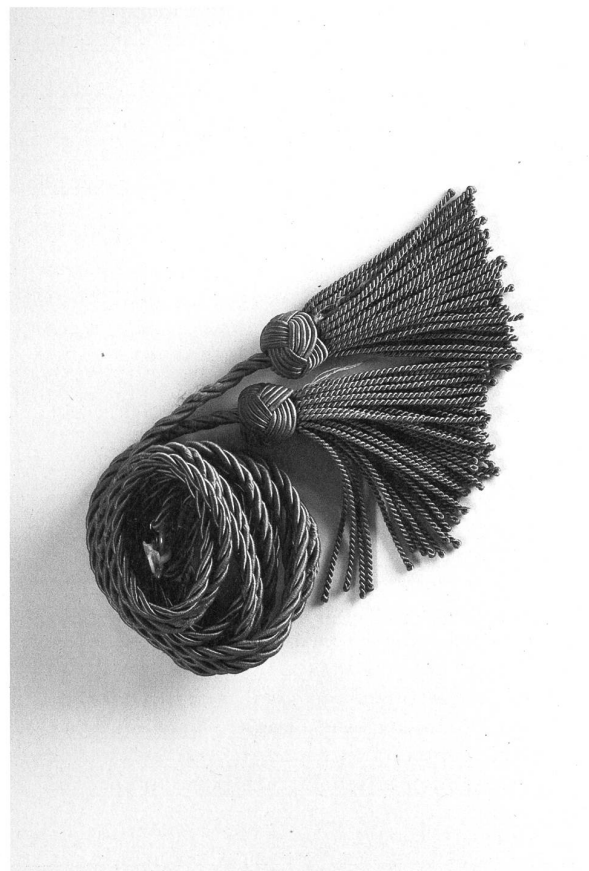
Perückenkopf, 1996
roter Kunststoff mit Öffnung, 570 mm Umfang
unbekannt, Bruno



Blumenvase, 1984
gebrannter Ton, 540 mm
unbekannt, Neue Kunstwerte Bruggen



Schleifkopf "Bürste", 2001
verschiedene Metalle, 70 mm
unbekannt, Saiten



Vorhangkordel, 2010
Baumwolle, 170 mm
unbekannt, Theater am Stadtgraben